

ANTONIA  
BLUM



Der  
Kinder-  
suchdienst

Für immer in  
deinem Herzen

ROMAN

ullstein 

Antonia Blum  
Der Kindersuchdienst



ANTONIA BLUM

Der  
Kinder-  
suchdienst

Für immer in  
deinem Herzen

Roman

Ullstein

# Prolog



Die Geburt dauerte nun schon zwei Tage, genauso lange, wie das Unwetter draußen tobte. Der Wind heulte kreischend und zerrte an den Fensterläden, die gegen das Haus schlugen. Der Sturm schleuderte Regenböen auf das Dach und lockerte Ziegel.

Wo sie herkam, war man überzeugt davon, dass eine Geburt bei Sturm Unglück brachte. Dort nannte man solche Neugeborenen *Sturmkind* und sagte voraus, dass ihre Leben von Tragödien überschattet sein würden.

Die Helferin hockte hinter ihr, um das Kind nun mit den Händen auszutreiben. Sie selbst lag keuchend und schwitzend auf einer durchgelegenen Matratze. Vor Kraftlosigkeit wurde ihr immer wieder schwindelig, sodass sie meinte, jeden Moment in die Hölle geholt zu werden. Sie war unter falschem Namen hergekommen. Keine Frau, die hier entband, gab ihre Identität preis.

»Wir brauchen die Zange!«, hörte sie die Hebamme sagen, die das Hörrohr an ihren Bauch drückte, »Die Herztöne des Kindes werden langsamer.«

Sie ahnte, was nachlassende Herztöne bedeuteten. »Bitte ... retten Sie ... mein Kind!«, flehte sie keuchend.

Die Helferin tupfte ihr die Stirn ab und strich ihr über die Wange. »Alles wird gut werden.«

Mit jedem weiteren Atemzug wurde sie überzeugter, dass dies nicht stimmte. Ihr Körper war am Ende, nicht mehr fähig zu irgendeiner anderen Regung als Schmerz.

»Ich habe die Zange angesetzt«, erklärte die Hebamme. Bei diesen Worten erleuchtete ein Blitz den Raum. Dann folgte ein Donner, der die Wände erschütterte.

Bei der nächsten Presswehe schrie sie noch einmal lauter und übertönte das Unwetter.

»Der Kopf ist da«, sagte die Hebamme endlich. »Pressen Sie nur noch ein einziges Mal!«

Sie sah verschwommen, wie die blutverschmierte Geburtszange zur Seite gelegt wurde. Dann presste sie, aber bald blieb ihr die Luft weg. Sie war gefangen in einem Strudel aus Schmerz und Ohnmacht. Mit einem letzten, verzweifelten Schrei brachte sie ihr Kind zur Welt.

Sie wischte sich den brennenden Schweiß aus den Augen und lächelte müde. Das Kleine war überzogen von Schleim und Blut, und es strampelte in den Händen der Hebamme. Es war wunderschön, auch wenn sein Köpfchen von der Zange verformt war und Blutergüsse aufwies. Ein Wesen so zierlich, so lebendig. Es war ihr erstes Wunder im Leben.

Sie wollte nach ihrem Kind greifen, aber die Hebamme übergab es in die Arme der Helferin, die damit zum Waschbecken an der Wand ging.

Ihr Leib fühlte sich wie eine offene Wunde an. Erschöpft sackte sie ins Kissen zurück. Sehnsüchtig schaute sie zum Waschbecken, sah jedoch kaum mehr als strampelnde Beinchen.

Als sie die Nachgeburt aus sich herauspresste, dachte sie an

den Vater ihres Kindes. Sie hatten sich nur einen einzigen Tag gekannt. Während der Riss zwischen ihren Beinen genäht wurde, versuchte sie immer wieder, einen Blick auf ihr Kind zu erhaschen, das von der Helferin gewickelt und angekleidet und kurz darauf aus dem Gebärzimmer gebracht wurde. Die Hebamme packte Nachgeburt und Nähzeug in eine Schüssel und ging ebenfalls.

Sobald sie allein war, hievte sie sich von der Matratze hoch und wankte zur Tür, obwohl sie warmes, frisches Blut an ihren Oberschenkeln spürte. Sie wollte wenigstens wissen, ob sie eine Tochter oder einen Sohn geboren hatte. Damit sie nicht zusammenbrach, hielt sie sich am Türrahmen fest. Nur einen einzigen Atemzug gestattete sie sich, um Kraft zu sammeln. Wenn sie länger zögerte, konnte es zu spät sein. Mit schmerzverzerrtem Gesicht drückte sie die Klinke herunter und stieß die Tür auf.

Die Hebamme kam gleich angelaufen und schob sie zurück in ihren Raum.

»Ich will zu meinem Kind!«, protestierte sie und hielt sich an der Türklinke fest. Für eine einzige Berührung ihres Kindes wäre sie bereit gewesen, ihr Leben zu geben. So viele Monate hatte sie es unter dem Herzen getragen, seine Tritte gespürt und seine wiederkehrenden Schluckaufs, unter denen ihr Bauch gezuckt hatte. Jetzt wollte sie es in den Armen halten und lieben, auch wenn es anders vereinbart worden war.

Mit den Worten »Es gibt kein Zurück mehr« drückte die Hebamme ihr eine Tablette zwischen die Lippen und flößte ihr Wasser ein. »Die Adoption gibt dem Kind die Chance auf ein besseres Leben!«, sagte sie.

Sie nickte schwach und schluckte. Sie hatte ihrem Kind nichts außer Liebe zu geben. Und doch hätte sie nie zustimmen dürfen, es nach der Geburt wegzugeben.

»Gehen Sie jetzt in Ihr Bett, Sie müssen ruhen!«, verlangte die Hebamme, verließ das Gebärzimmer und drehte den Schlüssel im Schloss herum.

Sie sackte gegen die Tür und verstand, dass es einen noch stärkeren Schmerz als den Geburtsschmerz gab. Den Schmerz, wenn ein Mutterherz vor Sehnsucht brannte.

Während sie mit dem Rücken an der Tür hinabrutschte, liefen Tränen ihre Wangen hinab. Ihr Kind gehörte doch zu ihr.

# 1

31. Januar 1955



Oskar war ihr einziges Glück im Leben. *Ohne* ihn wäre Annegret nur das schwächliche Mädchen mit dem Schatten auf der Lunge gewesen, das bei der Lebensmittelversorgung nach dem Krieg Extramarken für Butter bekommen hatte. *Mit* ihm war sie eine Mutter und unendlich stolz, obwohl das Leben als unverheiratete Frau mit einem Kind ein Spießrutenlauf war. Immer wieder überlegte sie, einen Ehering zu tragen, damit sie mit Oskar an der Hand nicht mehr schief angeschaut wurde.

Es war halb sieben und Zeit, aufzustehen, doch Annegret versank mit einem zärtlichen Lächeln im Anblick ihres Sohnes. Der Siebenjährige schlief auf der Pritsche, die ihnen seit mehr als einem Jahr als Bett diente. Oskar hatte sich die Decke bis unters Kinn gezogen, und seine Füße ruhten am Ziegelstein, den sie am Vorabend auf dem kleinen Kohleofen erwärmt und ihm in Zeitungspapier eingewickelt ans Fußende gelegt hatte. Draußen war Winter, die Bäume und Sträucher in der Gartensiedlung kahl und dunkelbraun.

Annegret schob ihre Hand unter die Decke und barg Oskars Finger in ihren. Das Kerzenlicht vom Nachttisch überzog das Gesicht ihres Jungen, das von blonden Locken gerahmt wurde, mit einem orangefarbenen Schleier. Er schlief wie ein Engel.

Am liebsten hätte sie ihn den ganzen Tag angeschaut, aber er musste in die Schule und sie zur Arbeit.

Bei der Vorstellung, dass heute am Blomkamp entschieden wurde, ob sie ihre einmonatige Probezeit beim Kindersuchdienst überstanden hatte, wurde ihr übel. Es sah nicht gut für sie aus, denn sie hatte einige Fehler gemacht.

»Mami«, sagte Oskar, kaum dass er die Augen geöffnet hatte.

Annegret wollte sich ihre Angst vor der Arbeitslosigkeit nicht anmerken lassen. »Guten Morgen, mein Spatz«, sagte sie gut gelaunt, schluckte ihre Übelkeit runter und zog ihren Jungen liebevoll an sich.

»Wie lange dauert es noch, bis wir Zuckerwatte im Hafen essen gehen?«, fragte er.

»Es dauert noch vierzehn Tage«, erklärte Annegret geduldig. Bei Einlaufparaden und Stapelfahrten, wie in zwei Wochen wieder eine anstand, wurde an den Landungsbrücken Zuckerwatte verkauft. Oskar war verrückt nach der Süßigkeit.

»Wirst *du* dieses Mal auch eine essen?«, wollte er wissen.

Annegret zögerte. Sie hätte das Geld für ihre Portion lieber zu den Notgroschen gelegt, aber bei Oskars bittendem Gesichtsausdruck nickte sie schließlich. »Versprochen.«

Sie half ihm aus dem Bett und führte ihn an die Waschschüssel, über der sie Bohnenpflanzen überwinterte.

Während Oskar sich wusch und Zähne putzte, schmierte sie ihm ein Butterbrot und legte noch eine Karotte mit in die Brotdose. Kurz blickte sie durch das feuchte Holzfenster nach draußen. Es hatte letzte Nacht geregnet. Der Boden war nass, und an der kahlen Felsenbirne neben der Laube hingen noch Tropfen.

Annegret ging mit zwei Zinkeimern zum Brunnen, bemüht darum, den grimmigen Gartennachbarn zu ignorieren. Der alte

Herr Hansen kam selten aus seiner Laube, hockte dafür aber viele Stunden am Fenster und beobachtete sie wie auch heute.

Der Brunnen befand sich auf dem Vereinsplatz, von dem sternartig die Wege zu den Gartenlauben abgingen. Es waren knapp einhundert Parzellen, allesamt bewohnt, weil nach den Zerstörungen des Krieges noch nicht wieder genug Wohnraum da war. Als alleinerziehender Frau stand ihr lediglich ein Zimmer mit Kochnische zu, eine »Kochstube«, aber die meisten dieser Stuben hatten Kriegsbomben zerstört. Die mittlerweile neu gebauten Wohnungen waren ausschließlich für Familien konzipiert. Annegret war froh, in der Laube ihres Onkels, der seit dem Krieg verschwunden war, zu wohnen und den kleinen Garten drum herum von ihrer Tante pachten zu dürfen. Nach dem großen Streit mit ihrer Mutter, der inzwischen acht Jahre zurücklag, war sie von zu Hause weggegangen und seitdem auf sich allein gestellt. Und irgendwie ging es immer weiter. Nachdem Oskar geboren worden war, hatte sie in Heimarbeit Geld damit verdient, für vornehme Frauen Laufmaschen in Strümpfen und Stricksachen zu repassieren. Als Oskar vor einem guten Vierteljahr eingeschult worden war, hatte sie begonnen, Stellenanzeigen zu lesen, und war auf den Kindersuchdienst gestoßen.

Während Annegret Wasser in ihre Eimer laufen ließ, dachte sie mit Unbehagen an das bevorstehende Gespräch mit ihrem Vorgesetzten Herrn Krüger, in dessen Nähe sie sich vom ersten Tag an unwohl gefühlt hatte. Er hielt sie als Suchdiensthelferin für ungeeignet. Zum Glück hatte der Leiter des Kindersuchdienstes, Herr Doktor Seppelfricke, entschieden, ihr trotzdem eine Chance zu geben. In den zurückliegenden vier Wochen Probezeit hatte sie die Chance bekommen, alle zu überzeugen. Sie konnte nicht beurteilen, ob ihr das gelungen war. Sie hatte ihr Bestes gegeben. Heute würde sie das Ergebnis erfahren.

Annegret schleppte die mit Wasser gefüllten Eimer zur Laube. Im Kopf begann sie bereits, potenzielle neue Arbeitgeber durchzugehen. Vielleicht die Fischbratküche in der Reineckestraße? Nach der Entlassung würde sie direkt dorthin laufen und um eine Anstellung bitten. Und beim Fleischer ums Eck würde sie fragen, ob sie noch einmal anschreiben lassen durfte.

Zurück in der Laube, half sie Oskar aus dem Schlafzeug und rein in frische Socken und Unterwäsche, eine Hose und einen dicken Pullover. Darüber kamen Jacke und Mütze und zuletzt die Schuhe.

Während sie das Geschirr vom Frühstück im frischen Wasser abwusch, ermahnte sie Oskar: »Wir müssen uns heute beeilen. Auf keinen Fall darf ich zu spät zur Arbeit kommen.« Damit sie sich vor Aufregung beim Gespräch mit Herrn Krüger nicht erbrach, aß sie lieber nichts zum Frühstück. Oskar bekam eine Schnitte in die Hand und die Brotdose für den Schulranzen.

Während der Junge seine Verpflegung verstaute, band Annegret sich ihr braunes, langes Haar am Hinterkopf zusammen und kämmte sich die kurzen Stirnfransen glatt, wie sie es jeden Tag tat, seitdem sie zehn war. Sie wagte es nicht, ihr Haar offen zu tragen, denn das war verpönt.

Sie zog ihren Mantel an, griff sich ihren Beutel und den Schulranzen. Zuletzt hingte sie Oskar den Schlüssel um den Hals und pustete die Morgenkerze aus. Dann konnte es losgehen. Wie jeden Werktag schloss Annegret die Laube ab und richtete ihren Blick geradeaus auf das Gartentor. Hoffentlich kam der Frühling bald. Sie liebte das Licht und die vielen Farben am Beginn des neuen Gartenjahres, außerdem würde Herrn Hansens Fenster dann hinter der Ligusterhecke an der Parzellengrenze verschwinden.

Oskars Schule befand sich ein gutes Stück weg von der Schrebergartensiedlung. Auf schlammigen Wegen verließen sie die Anlage. Wie jeden Morgen brachte Annegret ihren Sohn bis an das Tor des Schulgeländes. »Hab einen schönen Tag, mein Spatz.« Sie küsste ihn auf die Stirn und hielt seine Hand noch etwas länger fest als nötig.

»Ja, ganz bestimmt, Mami!« Oskar grinste breit. »Heute habe ich nämlich kein Lesen.« Seine großen braunen Augen und sein blondes Haar um das rundliche Gesicht waren zauberhaft. Freudig lief er auf seine Klassenkameraden zu. Der tägliche Abschied fiel ihm leichter als ihr.

Seit Annegret vor einem Monat beim Kindersuchdienst des Deutschen Roten Kreuzes angefangen und täglich mit elternlosen Kindern zu tun hatte, hatte sie Angst, Oskar zu verlieren, sobald sie ihn aus den Augen ließ. Nachts träumte sie davon, dass sie von der Arbeit heimkam und er nicht mehr da war. Einfach weg aus ihrem Leben, wie die verlorenen Kinder, deren Verbleib sie und ihre Kolleginnen aufzuklären versuchten.

Sie machte sich auf den Weg zum Blomkamp, wo der Suchdienst seinen Sitz hatte. Hamburgs Straßen waren voll mit Bussen, Autos und mit Fußgängern, die sich wie sie die öffentlichen Verkehrsmittel nicht leisten konnten. Das wenige Geld, das sie hatte, gab sie für Lebensmittel oder für Oskar aus. Und alle vierzehn Tage legte sie einen Notgroschen beiseite.

Der Blomkamp durchlief den Hamburger Stadtteil Osdorf, wo Dorf auf Großstadt traf. Hier standen geduckte, reetgedeckte Häuser sowie kühle Zweckbauten mit schlichten grau verputzten Fassaden und Flachdächern, und es gab grüne Felder neben reichen Prunkhäusern. Genau wie die Schrebergartenanlage war Osdorf Teil des Verwaltungsbezirks Altona.

Nach einer Dreiviertelstunde Fußmarsch erreichte Anne-

gret den Suchdienst. Er befand sich in einer ehemaligen Schule, die bis auf zerstörte Fensterscheiben die Bombenangriffe auf Hamburg überstanden hatte. Das zweigeschossige Gebäude war verklinkert und besaß hübsche Sprossenfenster. Durch den Efeu an der Fassade wirkte es verwunschen und erinnerte Annegret an eines der Häuser aus Oskars Märchenbuch. Ihr Blick glitt über die roten Buchstaben über dem Eingang: KINDERSUCHDIENST. Da, wo früher die Schuluhr gehangen hatte, prangte unübersehbar das rote Kreuz.

Annegret hätte sich nie träumen lassen, dass sie beim *Deutschen Roten Kreuz* arbeiten durfte – wenigstens für einen Monat. Die Organisation half Bedürftigen und Menschen in Not, vor allem Alten, Frauen und Kindern. Wenn sie Oskar schon nach Schulschluss drei Stunden allein in der Laube lassen musste, dann um Bedürftigen zu helfen.

Nervös befühlte sie die Knopfleiste ihrer gelben Strickjacke unter dem Mantel. Nach einem tiefen Atemzug betrat sie das Gebäude durch die schwere hölzerne Eingangstür. Mit den hohen Decken, dem gefliesten Flurboden und den geschmiedeten Treppengeländern im Inneren erinnerte es sie an ihre letzte Schule. Ihr Magen zog sich zusammen, wenn sie daran dachte, dass sie von Lehrern wie Klassenkameraden gleichermaßen als dumm beschimpft worden war. In dieser Zeit war sie zur Außenseiterin geworden.

Sie ging vorbei an der Besuchertür, über der das Schild SUCHANFRAGEN HIER prangte, und betrat den größten Raum des Erdgeschosses durch die Personaltür. Die Aula war ein prächtiger Raum mit Parkettboden im Fischgrätenmuster und dunklen, holzvertäfelten Wänden. Wo früher imposante Kronleuchter schulische Festveranstaltungen beleuchtet hatten, hingen heute einfache Lampen. Die alten Schulbänke dienten

den Mitarbeiterinnen als Schreibtische. Der große Tresen bei der Besuchertür war eine der wenigen Neuanschaffungen beim Einzug gewesen.

Nach einem kaum hörbaren »Guten Morgen« und einem kurzen Blick zum groß gerahmten Porträt an der Wand, das Bundeskanzler Adenauer zeigte, zog Annegret ihren alten Mantel aus. Sie hängte ihn über die Stuhllehne und setzte sich an ihren Tisch in die Ecke des Raumes. Es war gerade acht Uhr. Eine Viertelstunde blieb ihr noch bis zum Gespräch. Ihre Anspannung stieg, und sie konnte sich nicht auf die Arbeit konzentrieren. Um sie herum klapperten die Schreibmaschinentasten heute leiser, und die Klingelzeichen, die das Zeilenende anzeigten, erklangen seltener. Annegret sah sich um. Nicht einmal die Hälfte aller Tische war besetzt. Bereits vergangene Woche hatten sich einige Kolleginnen wegen Grippe krankgemeldet. Ihr Blick blieb an Dagmar Lühns hängen, die am Tresen telefonierte. Die Kollegin war kräftig gebaut, trug ihr blondes Haar dank Kaltwelle gelockt und schwere Messingclips an den Ohren, die ihre Ohrläppchen lang zogen. Sie schwärmte gerne vom neuesten Modeschmuck und vom früheren Königsberg, aus dem sie stammte. Dagmar war eine schillernde Kollegin, das genaue Gegenteil von ihr selbst, dachte Annegret. Mit ihrer angenehm weichen Stimme nahm Dagmar Telefonate entgegen und erteilte Suchenden Auskunft. Die zentrale Nummer stand auf allen Postern und Broschüren des Kindersuchdienstes: Vorwahl Hamburg und zweimal die Dreiundzwanzig.

Jutta Seidenschwanz näherte sich Annegret. »Guten Morgen, Fräulein Dietzel.« Die knapp fünfzigjährige Witwe hatte sie eingearbeitet und ein wohlwollendes Wort für jedermann. Sie war die Älteste in der Abteilung und belesen, denn sie hatte früher als Bibliothekarin gearbeitet, wie sie ihr erzählt hatte. Sie

liebte es, zu organisieren und katalogisieren. Das Markanteste an ihr war die übergroße schwarze Brille. »Alles Gute für Ihr Gespräch gleich«, sagte sie.

»Danke«, erwiderte Annegret leise, beinahe ehrfürchtig. Diesen Monat waren Jutta bereits zwei Zusammenführungen gelungen. Annegret bekam jedes Mal vor Rührung eine Gänsehaut, wenn eine Kollegin erfolgreich ein Kind mit seinen Eltern vereinen konnte.

»Auch von mir: Toi, toi, toi!«, rief Dagmar vom Tresen. »Wie wäre es mit einem Keks zur Stärkung? Meine neueste Kreation.« Dagmar deutete auf die Dose auf dem Tresen, wobei ihre Armeife am Handgelenk klimperten.

»Nein danke«, sagte Annegret höflich, was Dagmar aber nicht davon abhielt, die Dose zu öffnen und mit ihrer seidigen Stimme zu beschreiben, wie sie fein gehackten Rosmarin mit Zucker und Meersalz zu einem salzig-süßen Geschmackserlebnis kombiniert hatte. Sie hätte Radiomeldungen sprechen können.

Der Duft des Gebäcks verbreitete sich im Raum, und Annegret konnte nicht anders, als sich vorzustellen, wie ein buttriger Keks auf ihrer Zunge zerging. Schnell rief sie sich ihren empfindlichen Magen ins Gedächtnis und schüttelte ablehnend den Kopf. Außerdem musste sie vorsichtig sein, sich den netten Kolleginnen nicht zu sehr zu öffnen, sonst rutschte ihr noch ihr Geheimnis heraus.

Kollegin Renate Kunstmann trat an ihren Schreibtisch. Sie richtete den Kragen von Annegrets Bluse und zupfte Wollkügelchen von ihrer Strickjacke. »So, jetzt ist es besser.« Sie knuffte ihr ein paarmal in die Wangen, sodass sie warm und rot wurden. »Vielleicht tragen wir beim nächsten Mal etwas Rouge auf, Fräulein Dietzel.«

»Maache Se sisch kein Sorje! Dat schaffe Se schon!«, rief Elli Sander von den Telefonplätzen her, die durch Stellwände abgeschirmt waren. »Gonn Se effe rin, lächeln Se, und dat läuf vun allein!« Sie lachte auf, und einige Kolleginnen fielen in ihr ansteckendes Lachen mit ein, aber bei Annegret zuckten nicht einmal die Mundwinkel.

Ihr Blick wanderte zur Uhr. Es war sieben nach acht. Sie nickte den anderen zu und machte sich auf ins Obergeschoss zu Herrn Krüger. Jochen Krüger leitete die Abteilung für Findelkinder, die größte des Kindersuchdienstes, der auch Annegret angehörte. Knapp vierzigtausend Fälle warteten in den Kartei-kästen auf Zusammenführung. Die Mehrheit von ihnen waren Minderjährige, die ihre Eltern in den Kriegswirren verloren hatten, oft im Bombenhagel der letzten Monate und während des Vormarschs der Roten Armee.

Still wartete Annegret vor dem alten Physiksaal. Die Zeit schien nicht zu vergehen. Am liebsten hätte sie das Gespräch verschoben, aber sie brauchte Gewissheit darüber, wie es für Oskar und sie weiterging. Ihr beider Überleben hing von ihrem Einkommen ab. Dabei ging es nicht nur um Essen, Heizen und um Dinge, die Oskar für die Schule benötigte, sondern auch um die Pacht für den Schrebergarten und das Dach über ihrem Kopf.

Ihre Augen wanderten nervös über den Flur, vorbei am Vorzimmer von Doktor Seppelfricke und zurück zum Physiksaal. Dann sprangen sie zur Tür, hinter der sich die zentrale Namenskartei verbarg, und weiter zu den Büros der anderen drei Abteilungsleiter. Neben der Abteilung für Findelkinder gab es noch die für Wolfskinder, in der sie auch schon ein paar Tage gearbeitet hatte, dann die für unbegleitete Kinder aus Konzentrationslagern – die kleinste des Suchdienstes – und die Abteilung für

Zivilverschleppte jeden Alters, deren Abteilungsleiter die Kolleginnen gerne mal ins Kino oder Theater einlud als Dankeschön für ihren Einsatz. Soweit Annegret das mitbekommen hatte, arbeiteten in allen vier Abteilungen ausschließlich Frauen. Nur die Leitungspositionen waren mit Männern besetzt.

Sie konnte ihr Herz in der Brust hämmern hören, und ihr wurde übel. Um sich abzulenken, zählte sie schließlich die Ziegelsteine an den unverputzten Wänden. Zwei Minuten vor dem Termin klopfte sie kaum hörbar an die Tür des Abteilungsleiters. Jetzt nur nicht übergeben!

Ein kräftiges »Herein!« ließ sie wenige Schritte in den Physiksaal gehen. Ihr Blick glitt unstedt die hölzernen Schülerbänke hinab, die wie in einem Theater treppenartig abfielen, bis er den Abteilungsleiter an dem wuchtigen Schreibtisch fand. Jochen Krüger wurde von der riesigen, mehrflügeligen Wandtafel hinter ihm gerahmt wie ein Priester von einem Triptychon in der Kirche. Sein rotes Haar leuchtete im Licht der elektrischen Deckenlampe.

Viel wusste Annegret nicht über ihren Vorgesetzten. Es hieß, er sei Anfang vierzig und wohne im Stadtteil Ottensen in einer Wohnung nur für sich allein, ohne Einquartierte. Von dort kam er jeden Morgen mit einem Motorrad knatternd vor die alte Schule gefahren. Vorsichtig wünschte sie einen Guten Morgen.

»Bitte treten Sie näher und setzen sich!« Seine Stimme hallte kühl zwischen den hohen Wänden nach. Aufmerksam verfolgte Jochen Krüger Annegrets Gang bis an seinen Schreibtisch.

Auf einmal war sie sich ihrer schlichten Kleidung nur zu bewusst. Als einzige Mitarbeiterin trug sie keinen Rock, sondern noch die alten Hosen aus dem Krieg. Dazu eine geflickte

weiße Bluse mit rundem Kragen unter der geliebten gelben Strickjacke. Die war ein Erbstück ihrer Großmutter, die sie trotz ihrer Altersspuren gegen nichts in der Welt eintauschen wollte.

Annegret war froh, als sie den rettenden Stuhl am Tisch erreichte. Doch das Möbel war viel zu breit für ihren zierlichen Körper, und sie fühlte sich fehl am Platz. Gedanklich legte sie sich schon Entschuldigungen für alles zurecht, was sie in ihrer Probezeit falsch gemacht hatte.

Jochen Krüger öffnete die Personalakte, auf der ihr Name stand. Um seine Augen und an den Schläfen war noch der Abdruck seiner Motorradbrille zu erkennen. »Sie sind nun seit vier Wochen bei uns«, sagte er und schaute auf. Zu seiner Linken lagen Dutzende Karten auf dem Schreibtisch, vermutlich Danksagungen von Sucheltern. Er war wohl noch nicht dazu gekommen, sie in den Flur im Erdgeschoss zu den anderen Danksagungen zu hängen.

Annegret nickte mit Unbehagen. Bestimmt wollte er zuerst über ihre Fehler sprechen. Einmal hatte sie bei einer Besprechung vor Aufregung eine Tasse Kaffee umgekippt und wichtige Unterlagen damit beschmutzt. Ein anderes Mal hatte sie für eine Befragung ein Geschwisterpaar in das falsche Zimmer geführt, weil sie sich in der alten Schule noch nicht gut genug auskannte. Am meisten schämte sie sich jedoch dafür, dass sie sich, als sie das erste Mal Protokoll bei einer Zusammenführung schreiben sollte, im Gesprächszimmer vor Aufregung in die Strelitzie übergeben hatte. An ihre fehlerhaften Amtsbriefe wollte sie gar nicht denken. Wer so schlecht schreibt wie Sie, kann eigentlich gar nichts!, hatte ihr Vorgesetzter sie getadelt, nachdem er ihr erstes Schriftstück gesehen hatte.

Jetzt sah er Annegret mit missbilligendem Ausdruck an. »Ihre Arbeit genügt nicht den intellektuellen Anforderungen,

die ich an meine Mitarbeiterinnen stelle, Fräulein Dietzel. Sie können nicht schreiben, und beim Lesen suchen Sie die Buchstaben wie Nadeln im Heuhaufen. Sie stehen mit der deutschen Sprache auf Kriegsfuß!»

Beschämt senkte Annegret den Blick. Ihr geliebter Vater hatte immer mit dem Wort »Portemonnaie« Probleme gehabt, sie hingegen konnte viel leichtere Wörter nicht buchstabieren. Und beim Lesen ergaben die Sätze oft keinen Sinn. Ständig verrutschte sie in der Zeile. Worte waren ihre Feinde, damit hatte Herr Krüger recht, aber sie war sich sicher gewesen, dass ihre Amtsbriefe besser geworden waren. Sie hatte sie doppelt und dreifach kontrolliert.

Jochen Krüger schlug die Personalakte mit einer entschiedenen Geste zu. Das Kapitel Annegret Dietzel war damit wohl beendet. »Ich habe von Anfang an bezweifelt«, betonte er, »dass eine Frau ohne Schulabschluss, die obendrein nicht richtig schreiben kann, zum Kindersuchdienst passt.«

Annegret musste sich zwingen, langsam zu atmen, um die aufkommende Panik zu unterdrücken. Sie würde ab morgen ohne Einkommen sein. Der Boden unter ihrem Stuhl schien zu wanken, und für einen Moment glaubte sie, dass sie ohnmächtig werden könnte. Wenigstens übergab sie sich nicht.

»Natürlich«, murmelte sie wie benommen, erhob sich und kämpfte sich die Stufen hinauf zur Tür des Physiksaales. Sie würde ihrem Sohn nie ein besseres Leben bieten können. Zumindest nicht, solange Menschen wie Jochen Krüger über ihr Schicksal bestimmten. Ihr Vater hatte in angespannten Situationen gerne mit den Worten von Isaac Newton gesprochen: *Die Menschen bauen zu viele Mauern und zu wenig Brücken.*

»Aber ich muss Sie trotzdem übernehmen, weil der Chef es so will«, knurrte Jochen Krüger.